



Luisa Vögele, Fabian Stöckl und Marie-Therès Pecher von der Studierenden-Gruppe, die an der Ausstellung über chinesische Studierende mitgewirkt hat.

Bild: Wolfgang Albers

Du musst warten, warten, warten

Ausstellung Den Alltag chinesischer Studierender stellt ein Studierenden-Team der Empirischen Kulturwissenschaften im Stuttgarter Linden-Museum vor. *Von Wolfgang Albers*

Wenwan hatte Hunger, aber anders als in ihrer chinesischen Heimat bieten die Straßen um die Uni nicht Essensstände noch und noch. Also hielt die Studentin sich an die hiesigen Sitten und versuchte es mit Brot. Aber das Brötchen, das sie zum Munde führte, fand sie nur unförmig und nicht lecker – und beschloss, künftig die Finger davon zu lassen. Bis ihr ein Freund erklärte: Brötchen kann man aufschneiden, süß oder salzig belegen. „Woher sollte ich das wissen?“, fragte Wenwan. „So etwas existiert nicht in unserer Kultur.“

Bella hatte andere Probleme. Da kam sie aus ihrer chinesischen Heimat zum Studium nach Tübingen – und dann kam Corona. Isoliert in ihrem Wohnheimzimmer sagte sie sich: „Ich mache das Schlafzimmer-Diplom, denn hier verbringe ich die meiste Zeit.“

Und Yu hat gelernt, dass in Deutschland Probleme nicht mit schnellem Vorbeikommen gelöst werden: „In Tübingen musst du für alles warten, einen Termin ausmachen, und dann wird der verschoben, und du musst wieder warten und warten und warten. Aber ich bin dadurch ganz geduldig geworden und ganz friedlich im Herzen.“

Es ist nicht einfach, wenn man in ein fremdes Land kommt. Etwa zum Studieren. Aus China machen das sehr viele junge Menschen: Immerhin rund 45 000 sind an deutschen Universitäten, und in Tübingen bilden Chinesinnen

und Chinesen die größte Gruppe der Studierenden aus anderen Ländern: knapp 500, davon zwei Drittel Frauen. Sie studieren Wirtschaftswissenschaften oder Data Science, sind bei den Geisteswissenschaftlern eingeschrieben oder den Naturwissenschaftlern.

Aber wie geht es ihnen hier im Alltag? Das hat ein Studierenden-Team der Empirischen Kulturwissenschaftler untersucht: Drei Semester lang hat es 26 chinesische Studierende, vor allem Frauen, interviewt und auch sonst getroffen, etwa bei Kochabenden oder Ausflügen.

„Höre nie auf deine Eltern beim Packen.“

Yu, chinesische Studentin

Das Projekt, geleitet von Prof. Reinhard Johler, ist gleich mehrfach dokumentiert: In einem Buch und seit Freitag in einer Ausstellung im Stuttgarter Linden-Museum. Dieses Völkerkunde-Museum befindet sich, wie die ganze Ethnologie, in einem Umbruch, sagt Museums-Presse Sprecher Martin Otto-Hörbrand: „Weg vom europäischen Blick, hin zum Gemeinsamen.“

Ein gutes Beispiel dafür sei das Studierenden-Projekt. „Das war mehr ein Dialog als Forschung“, sagte auf einem Eröffnung-Rundgang Fabian Stöckl aus der Studierenden-Gruppe. „Aus den Interviews sind schnell Gespräche ge-

worden.“ Und aus den Befragten schnell Projekt-Beteiligte, die Texte verfasst haben wie den zum Brötchen-Essen oder Gegenstände überlassen haben wie den Reiskochtopf, den die besorgten Eltern Yu noch in den Koffer gedrückt haben: „Höre nie auf deine Eltern beim Packen“, ist ihr Ratschlag.

Deshalb hat das Museum für die Tübinger einen Ausstellungsraum freigeräumt. Das Design haben Innenarchitektur-Studierende der Technischen Hochschule Stuttgart entworfen: Regal-Wand-Konstruktionen aus Holz, die Tübinger Fachwerkarchitektur und chinesische Holzkunst zitierend verbinden. Bunte Platten bringen Farbe in den sonst doch etwas dusteren Raum – Farben, die die chinesischen Studierenden mit Tübingen assoziieren.

Die meisten sind wieder in ihrer Heimat, aber haben Briefe zurückgelassen oder Kleidung, haben Postkarten geschickt oder in die Kamera gesprochen. Auch über weniger angenehme Erfahrungen. Sie wurden mit Vorurteilen konfrontiert („Esst ihr Hunde?“), unangebracht bemitleidet („Das ist ja schrecklich, dass deine Eltern in China leben müssen“), auch mal als „Tokio-Girls“ angemacht oder aus Autos beschimpft: „Corona!“ Eine Studierende sagte: „Ich hatte danach immer wieder Angst, wenn ich allein auf der Straße war.“

Wer Namen sieht wie Elsa oder Cindy, sollte jetzt nicht auf neue Trends in der chinesischen Namensgebung schließen. Zwar war

Politik kaum ein Thema in den Interviews, aber im Hintergrund präsent. Explizit befürchteten einige der Studierenden Probleme mit ihren Heimatbehörden, sollten sie identifizierbar sein. Von daher haben die EKWler nur Vornamen verwendet, und auch die sind oft Pseudonyme.

Was die universitäre Kooperation mit China nicht problemlos macht – im Begleitbuch wird darauf eingegangen. In der Ausstellung aber geht es um anderes, sagt Fabian Stöckl: „Wir sind noch immer alle Menschen und auf einer Ebene – das ist uns wichtig.“ Und Marie-Therès Pecher ergänzt: „Man soll nicht gleich verurteilen, sondern erstmal ins Gespräch kommen.“

Und ein Gefühl für die Probleme ausländischer Studierender bekommen: Die Sprache zum Beispiel ist ein großes. Da könnte auch die Universität noch einiges tun: Etwa das Buddy-Programm (also deutsche Unterstützer) noch stärker bewerben. „Oder Dozierende könnten langsamer erklären“, schlägt Luisa Vögele vor. „Da hätten auch deutsche Studierende einen Mehrwert.“

Am Ende fragt die Ausstellung: Was sollten wir über China wissen? Stöckls Partner hatte da eine sehr bündige Antwort: „Komm her, guck selber!“

Info Die Ausstellung ist bis zum 1. Mai im Linden-Museum (Stuttgart, Hegelplatz 1) zu sehen, Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntage und Feiertage 10 bis 18 Uhr.